

Thomas Huber, 1998

Mein Bruder im Wald

Vortrag gehalten am 17. Januar 1998 in der Akademie der Künste Berlin, anlässlich eines Treffens des Deutschen Künstlerbundes. Der Vortrag wurde von 28 farbigen Diapositiven begleitet.

Er ginge in den Wald, sagt mein Bruder. Er ginge oft in den Wald. Ich gehe in den Wald, sagt mein Bruder, wann immer ich Gelegenheit dazu habe. Um zu denken, gehe ich in den Wald. Er ginge, sagt er, im Wald, denn im Sitzen könne er nicht denken. Er könne sitzend nicht an die Kunst denken. Darum ginge er, um an die Kunst zu denken. Im Wald, sagt mein Bruder, könne er gehend an Kunst denken. Er gehe in den Wald, so als ginge er in die Kunst. Er ginge in den Wald um in die Kunst zu gehen, in Gedanken in die Kunst zu gehen. Er gehe, sagt mein Bruder, lieber in den Wald, als an Versammlungen. Wenn er zu wählen hätte zwischen einer Versammlung von Kollegen und dem Wald, ginge er in den Wald. Er trage die Kunst lieber in den Wald, als in eine Versammlung. Denn wenn er die Kunst in eine Versammlung trage, sagt mein Bruder, fiel sie ihm dort immer hin. Die Kunst, sagt mein Bruder, fällt mir in Versammlungen mit Kollegen immer hin. Die Kunst wäre ihm noch in jeder Versammlung, die Kunst wäre ihm zu Boden gefallen, sie wäre ihm sozusagen entfallen in den Versammlungen. Das wäre daran gelegen, sagt mein Bruder, weil auch die Kollegen die Kunst, die sie herangetragen hätten, hätten fallen lassen. Und darum wäre auch ihm, vor Schrecken über das viele Fallen, die Kunst, seine Kunst entfallen. Seine Kunst hätte darum in Versammlungen immer Schaden genommen, seine Kunst wäre in Versammlungen immer am Boden gewesen und auch die Kunst der Kollegen wäre am Boden gewesen. In Versammlungen läge die Kunst immer am Boden, sagt mein Bruder. Darum würde er aus Vorsicht und Einsicht seine Kunst nur noch in den Wald tragen, in Gedanken in den Wald tragen, denn dort wäre sie ihm noch nie entfallen. Um an Kunst zu denken also, ginge er in den Wald. Er denke eigentlich immer an Kunst, er denke an nichts anderes als an Kunst, also denke er auch an Kunst, wenn er zum Einkaufen unterwegs wäre oder wenn er das Mittagessen für seine Familie zubereite. Aber er käme, sagt mein Bruder am weitesten in seinen Gedanken im Wald. Im Wald könne er am tiefsten in die Kunst hineingehen. Sicher wäre es auch im Wald manchmal dunkel, aber es gäbe im Wald auch immer mal wieder die Ausblicke in das herrliche Grün leuchtender Lichtungen. Er genieße das Grün der Blätter im Wald und die Luft zwischen den Blättern und vor allem schätze er im Wald die Möglichkeit, unendlich lange gehen zu können, wohingegen in Versammlungen man sich immer nur setzen müsse und er im Sitzen nicht denken könne. Er wäre, sagt mein Bruder, in Versammlungen sitzend, von Anfang an müde. Er wäre schon zu Beginn beim Verlesen der Tagesordnung müde und beim Punkt „Verschiedenes“ wäre er immer schon eingeschlafen. Er könne in Versammlungen vor Müdigkeit nicht denken, sagt mein Bruder, er könne in Versammlungen eigentlich nur schlucken. Was er in Versammlungen schon geschluckt hätte, könne man sich gar nicht vorstellen. In Versammlungen würde soviel Unsägliches gesagt, sagt mein Bruder, dass er immer nur schlucken könne. Es würde in Versammlungen über Kunst in einer Weise gesprochen, dass er nur schlucken müsse, und er hätte darum, sagt er, noch jede Versammlung wegen Schluckauf frühzeitig verlassen müssen. Ich bin, sagt mein Bruder, mit dem festen Vorsatz in jede Versammlung

gegangen, bis zum Ende zu bleiben und habe jede Versammlung wegen Schluckauf frühzeitig verlassen. Im Wald habe er noch nie Schluckauf bekommen und im Wald hätte er auch noch nie die Kunst fallen gelassen und im Wald wäre er auch nicht müde. Das liege daran, dass er im Wald über Kunst nachdenken könne und nicht über Kunst reden müsse, wohingegen in Versammlungen über Kunst geredet werde und nicht über Kunst gedacht würde, sagt mein Bruder. Darum könne ich ihn auch nicht dafür gewinnen, wieder an eine Versammlung zu gehen. Er mache eine schlechte Figur in Versammlungen, er eigne sich nicht für Versammlungen, denn entweder schlafe er in Versammlungen ein, oder er lasse alles fallen, also die Kunst fallen oder er sage das Falsche, d.h., er denke schon das Falsche und sage dann das Falsche, man würde ja immer nur das sagen, was man denke, also er denke seiner Erfahrung nach etwas anderes als die anderen in der Versammlung, weil er scheinbar anders an die Kunst denke, wenn er denn überhaupt in Versammlungen zum denken käme und nicht am Boden herumkriechen würde, um die Kunst zusammensuchen, die ihm ja schon zu Anfang heruntergefallen wäre. Eigentlich wäre in Versammlungen nicht nur die Kunst am Boden sondern auch er wäre in Versammlungen am Boden, weil er in Versammlungen unten, zwischen allen Stühlen am Boden herumkriechen und die Kunst zusammensuchen würde, die ihm heruntergefallen wäre. Nein, sagt mein Bruder, ich eigne mich nicht für Versammlungen, weil ich ein schweigsamer Mensch bin. Ich rede nicht, sagt mein Bruder. Er hätte immer wieder gesagt, wenn er zu Versammlungen eingeladen worden wäre, dass er nicht rede. Öffentlich hätte er es gesagt in den Versammlungen und auch seiner Frau hätte er es immer wieder gesagt, dass er dies nur einmal sage, dass er nichts sagen möchte und dass er das nicht zweimal sagen möchte, dass er nichts sagen möchte, dass er ein schweigsamer Mensch wäre und dass er darum gerne in den Wald gehe. Denn der Wald wäre so schweigsam wie er. Er und der Wald, sagt mein Bruder, würden sich im Schweigen verstehen. Wenn Versammlungen so verschwiegen wären wie der Wald und jeder Kollege so groß wäre wie ein Baum, dann wären Versammlungen vielleicht ein so guter Ort wie der Wald, und man könnte dort das Rauschen hören, wie man es in den Kronen der Bäume rauschen hört, und er könnte ab und an in eine Lichtung schauen, so wie er hier durch die Bäume hindurch manchmal die hellgrünen Wiesen sähe. Aber, sagt mein Bruder, es würde in Versammlungen nicht geschwiegen, sondern geredet. In Versammlungen würde über Kunst geredet, davon ginge er eigentlich aus und so würde es auch immer angekündigt. Aber, sagt mein Bruder, das stimmt nicht. Es wird in Versammlungen nicht über Kunst geredet, sondern über etwas ganz anderes geredet. Denn über Kunst kann man nicht reden. Man kann nicht über Kunst reden, weil man dann über das Kunstwerk reden müsste. Über das Kunstwerk, wollte er schon immer reden, Zeit seines Lebens hätte er schon immer über das Kunstwerk sprechen wollen, nicht über Kunst, sondern über das Kunstwerk.

Aber, sagt mein Bruder, über das Kunstwerk könne man nicht sprechen. Er wüsste aus langer Erfahrung, dass man über das Kunstwerk nicht sprechen könne. Man könne vielleicht vor einem Kunstwerk sprechen oder hinter einem Kunstwerk sprechen. Beides hätte er schon probiert, man könne auch neben einem Kunstwerk sprechen, aber man könne nie über ein Kunstwerk sprechen. Diese Sprache ginge am Kunstwerk immer vorbei, sagt mein Bruder, das Kunstwerk entzieht sich dem Gespräch, es verbirgt sich vor einem Gespräch, es ist im Gespräch unerreichbar. Darum ginge er nicht mehr an Versammlungen. Er

ginge nicht mehr an Versammlungen, weil alle dahin gehen würden, um endlich über das Kunstwerk, also über das Wesentliche, über den Kern der Kunst, zu sprechen und gerade darum immer am Wesentlichen vorbei sprechen würden, weil sich das Wesentliche im Gespräch nicht fassen ließe. Darum würde er immer müde, sofort müde bei Versammlungen. Er würde vor Müdigkeit so kraftlos, deswegen würde ihm die Kunst immer hinfallen, vor Kraftlosigkeit hinfallen. Darum könne man ihn an Versammlungen auch gar nie sehen. Obwohl er an Versammlungen anwesend wäre, könne man ihn an Versammlungen nie sehen, weil er hinter seiner Kunst her sei, weil er sie in Versammlungen immer am Boden suchen müsste. An Versammlungen wäre er immer am Boden und suche seine Kunst. Er krieche am Boden herum und suche seine Kunst, die ihm heruntergefallen wäre. In Versammlungen tauche er immer ab in die Niederungen der Bestuhlung. Zwischen den Stuhlbeinen, abgelegten Mänteln und Taschen suche er die Kunst, die ihm hingefallen wäre. Während über ihm versucht würde über das Kunstwerk, als über das Wesentliche zu sprechen, versuche er unten seine Kunst, die ihm entfallen wäre, von der Kunst der Kollegen, die diesen ja auch entfallen wäre und mit seiner vermischt am Boden liege, zu unterscheiden. Und man versuche mal, sagt mein Bruder, im Halbschatten unter den Stühlen, zwischen Taschen, Mänteln und abgestelltem Kaffeegeschirr in der Enge zwischen all den Beinen und Füßen die eigene Kunst wieder zu erkennen, bzw. wieder zu finden. Während über ihm die Versammlung beim Versuch über das Wesentliche zu reden, also über das Kunstwerk zu reden, wegen der grundsätzlichen Unmöglichkeit dieses Vorhabens in eine erste Gesprächskrise gerate, rutsche er unter mit wehen Knien und schmutzigen Händen hinter seiner Kunst her. Weil aber über ihm mittlerweile eingesehen worden wäre, dass das Kunstwerk sich dem Gespräch entziehe, eine Einsicht, die er ja notabene schon längst gehabt hätte, würde über ihm endlich darüber gesprochen, worüber die Kollegen in Versammlungen sowieso am liebsten sprächen, immer schon nur gesprochen hätten: über Ausstellungen. Es gäbe, sagt mein Bruder, kein Thema, worüber Künstler lieber sprächen als über Ausstellungen. Wo er also unten noch die Kunst suche, wären die anderen über ihm schon bei der Ausstellung. Er würde eigentlich immer irgendwo unten die Kunst suchen und über ihm sprächen schon alle von der Ausstellung. Wo er unten im Dunkeln unter den Stühlen die Kunst suche, wären sie über ihm schon bei der Helligkeit der Veröffentlichung. Er wäre eigentlich immer panisch am suchen der verlorenen Kunst, wo die anderen schon deren Präsentation besprächen. Während über ihm Termine, Katalogtexte und Hängeflächen besprochen würden, krieche er im Staub umher und suche die Kunst. Und, sagt mein Bruder, es finde mal einer so schnell die Kunst, wie heute Ausstellungen verabredet werden. Seit er sich erinnern könne, wäre er in der Dunkelheit herumgekrochen, um die Kunst zu suchen, wo über ihm die Kunst, die er noch gar nicht gefunden hätte, schon verhandelt wurde. Früher härten über ihm noch die Galeristen gesessen und Preise für die Bilder gemacht, die er dann partout nicht mehr hätte finden können. Hätte er die Bilder noch gehabt, sagt mein Bruder, hätte er die Bilder noch genau vor Augen gehabt, hätte er sie, wie er über sich die Preise gehört hätte, die dafür ausgehandelt worden wären, nicht mehr auffinden können. Hätte er früher die Mäntel und Taschen der Galeristen, vornehmlich der Galeristinnen zur Seite geräumt, um seine Kunst zu finden, und gerade Galeristinnen hätten immer diese riesigen Taschen aus weichem Leder, hätte er also unter all dem abgestellten Zeug seine Kunst gesucht, so hätte sich das heute geändert. Heute, sagt mein Bruder, säßen nicht mehr die Galeristinnen über ihm auf den Stühlen sondern die

Ausstellungsmacher, die dort zusammen mit Sponsoren Ausstellungen verabreden würden. Er gestehe, sagt mein Bruder, dass er sich nach der Zeit zurücksehne, als noch die Galeristinnen über ihm gesessen hätten. Zum einen wäre es viel interessanter gewesen zwischen den Beinen der Galeristinnen herumzukriechen, als sich an den Hosenstößen von Sponsoren reiben zu müssen. Zum anderen wollten Galeristinnen nur Bilder, die sie verkaufen konnten, wohingegen von Ausstellungsmachern heute gleich ganze Ausstellungen bestellt würden. Und, sagt mein Bruder, man solle mal so schnell eine Ausstellung finden, vor allem wo jetzt die dicken Taschen der Galeristinnen fehlten mit all dem Geld drin. Aber auch unter der dicksten Tasche einer Galeristin würde sich wohl kaum eine Ausstellung verbergen, das hätte er auf der vergeblichen Suche nach Ausstellungen schon feststellen müssen. Eine Ausstellung zu finden wäre eigentlich eine Sache der Unmöglichkeit, sagt mein Bruder. Wenn er bedenke, dass Kollegen vor 100 Jahren, mit all den Bildern, die sie gefunden hatten, eine Ausstellung hätten ausrichten können, die Ausstellung ihres Lebens, so groß, um ein mittelgroßes Museum zu füllen, so sollte er nun pro Jahr eine Ausstellung finden für Säle, die so groß wären, dass man ein Fahrrad brauche, um von einem Ende zum anderen zu gelangen. Im Wald, sagt mein Bruder, hätte er schon ab und zu ein Bild gefunden, das wäre schon vorgekommen, dass er ganz absichtslos einem Bild begegnet wäre. Ganz für sich, ganz aus sich heraus hätte sich ihm im Wald ein Bild gezeigt und er hätte es dann mitgenommen. Aber ihm wäre im Wald noch nie eine Ausstellung über den Weg gelaufen. Er könne noch so oft in den Wald gehen, eine Ausstellung würde ihm dort bestimmt nicht begegnen. Er hätte so vieles schon im Wald gefunden, sagt mein Bruder, in Gedanken versunken ganz selbstverständlich im Wald gefunden, aber er wüsste, dass er niemals eine Ausstellung finden würde. Aber, sagt mein Bruder, er müsste jetzt unbedingt Ausstellungen finden, darum überlege er sich schon, ob er woanders spazieren gehen müsste, um vielleicht dort Ausstellungen zu finden, denn es würde heutzutage nur noch nach Ausstellungen gefragt. Einzelwerke würden nicht mehr gefragt. Künstler, sagt mein Bruder, machen heute Ausstellungen. Künstler machen keine Werke mehr. Künstler würden heute veröffentlichen und nicht mehr im Wald spazieren gehen. Ein Künstler arbeitet nicht mehr, er publiziert. Hätte er noch eine Sache eigentlich nur darum gemacht, um zu überprüfen, ob das stimme, was er sich vorgestellt habe, so müsse er letzt eine Vorstellung machen, eine Zurschaustellung. Ein Werk müsse heute gut aussehen. Irgendwann, sagt mein Bruder, müssten wohl wir selber, die Künstler, gut aussehen, soweit würde es noch kommen, dass er vor allem schöne Beine haben müsse, um zu reüssieren. Wie das mit den Ausstellungen angefangen habe, sagt mein Bruder, habe er sich ja noch Sorgen gemacht, ob die Kunstvermittler, die Museumsleute und Ausstellungsorganisatoren nicht böse sein könnten, wenn der Künstler ihnen ihre Aufgabe, die Ausstellung wegnehmen würde. Wenn er eine Ausstellung vorbereitet hätte, hätte er darum immer versucht, den Ausstellungsmacher an dieser Arbeit wenigstens zu beteiligen. Aber, sagt mein Bruder, das wäre gar nicht möglich gewesen. Der Ausstellungsmacher hätte sich um den Umbau seines Ausstellungshauses kümmern müssen. Alle Ausstellungsmacher müssten sich um den Umbau, den Neubau oder die Erweiterung ihres Ausstellungshauses kümmern. Sie hätten keine Zeit, sich um die Ausstellung zu kümmern. Er hätte sich ganz umsonst Sorgen gemacht. Die Ausstellungsmacher würden sich gar nicht mehr für Ausstellungen interessieren, weil sie eine viel interessantere Aufgabe hätten, als Ausstellungen zu machen, so wie er als Künstler heute eine andere Aufgabe

hätte, da er ja auch keine Werke mehr mache, sondern Ausstellungen mache. So würden Ausstellungsmacher keine Ausstellungen mehr machen, sondern Museen bauen. Es wäre, sagt mein Bruder eine interessante Verschiebung der Verantwortung im Gefüge des Kunstbetriebes von staten gegangen, ja man könne von einer Verschiebung in der Kultur im Allgemeinen sprechen. Man möge sich die Stufenleiter kultureller Verantwortung unter diesem Aspekt einmal ansehen. Der Museumsleiter, der keine Ausstellungen mehr mache, sondern Häuser baue, spreche um das Geld für seinen Neubau zu bekommen, mit den Kulturpolitikern! Die Kulturpolitiker würden dem Museumsmann das Geld versprechen, das sie nicht hätten. Also, sagt mein Bruder, gingen die Kulturpolitiker zu den Wirtschaftsleuten, die bekanntermaßen das Geld hätten. Diese aber würden den Kulturpolitikern das Geld, das sie hätten, nicht geben, sondern mit den Kulturpolitikern vorteilhafte Steuersparmodelle aushandeln. Diese Steuersparmodelle wären aber so raffiniert und undurchschaubar, dass sie sie selber nicht mehr verstehen würden. Darum gingen die Wirtschaftsleute zu den Wirtschaftsberaterfirmen und die Wirtschaftsberaterfirmen, sagt mein Bruder, machen die Kunst möglich. Die Wirtschaftsberaterfirmen, sagt mein Bruder, sind diejenigen, die die Kunst ermöglichen. Denn die Wirtschaftsberaterfirmen sind ganz nüchtern und lassen sich nichts vormachen. Darum, sagt mein Bruder, hätten die Wirtschaftsberaterfirmen sofort gemerkt, dass im Kunstbetrieb die Kunst gar nicht vorkomme, dass in diesem Gefüge von Verantwortungsverschiebung die Kunst vergessen worden sei. Denn es gäbe zwar in dieser Kette die Ausstellung, es gäbe das Haus, in dem die Ausstellung gezeigt würde, ein ganz tolles und ganz neues Haus und es gäbe auch die Sponsoren, die das alles scheinbar ermöglicht hätten, aber es gäbe keine Kunst. Das wäre natürlich problematisch, sagten die Wirtschaftsberaterfirmen, sagt mein Bruder, Wenn aber, sagten die Wirtschaftsberaterfirmen, sagt mein Bruder, Besucher in das Museum kämen, wenn ganz viele Besucher kämen, wenn viel mehr Besucher kämen, als je gekommen wären, dann wäre die Kunst möglich. Denn wenn so viele Besucher kämen, sagten die Wirtschaftsberaterfirmen, sagt mein Bruder, und auch noch Eintritt bezahlen würden, müsste dort auch Kunst zu sehen sein, denn kein vernünftiger Mensch würde für etwas bezahlen, das es nicht gäbe. Und dann schrieben die Wirtschaftsberaterfirmen den Wirtschaftsleuten die Zahl der Besucher auf, die das Museum besuchen würden, das, sagten die Wirtschaftsberaterfirmen, sagt mein Bruder, hätten sie nach wissenschaftlichen Methoden errechnet. Und damit wäre die Kunst wieder da, sagt mein Bruder. Von hinten, vom anderen Ende her wäre die Kunst wieder gekommen. Und damit, sagt mein Bruder, stimmten die Wirtschaftsberater mit den Kunstwissenschaftlern überein. Zwei unterschiedliche wissenschaftliche Methoden, die Wirtschaftswissenschaft und die Kunstwissenschaft kämen nämlich zum selben Ergebnis. Die neuesten kunstwissenschaftlichen Forschungen sagten, sagt mein Bruder, dass der Betrachter das Kunstwerk macht. Nicht der Künstler macht das Kunstwerk, sagen die Kunstwissenschaftler, sagt mein Bruder, sondern der Betrachter macht das Kunstwerk. Das Kunstwerk wäre genau besehen der Diskurs, den eine Öffentlichkeit darüber führt. Das Kunstwerk wäre einer Idee verpflichtet. Diese Idee würde im Gespräch im Wechselspiel sich divergierender Interessen entfaltet, also eben im gesellschaftlichen Diskurs würde sich diese Idee weitaus besser entfalten als im ortsabhängigen Gefüge eines im Material gebundenen Kunstbegriffes. Das Kunstwerk sei heute obsolet, sagten die Kunstwissenschaftler, sagt mein Bruder, und darum auch das Künstlerindividuum, das darum nicht länger den Anspruch erheben könnte, die Idee der Kunst zu

verwirklichen, sagten die Kunstwissenschaftlicher, sagt mein Bruder. Die Wissenschaft hat so doch noch die Kunst zur Strecke gebracht, sagt mein Bruder, aber nicht als philosophische sondern als wirtschaftsanalytische und rezeptionsästhetische. Wenn man dieses eingesehen hätte, sagt mein Bruder, könne man doch nur noch in den Wald gehen. An dieser Situation aber seien die Künstler selber schuld, sie wären schuld, sagt mein Bruder, weil sie nicht mehr an das Kunstwerk glauben würden. Man könne zwar, wie er ausgeführt habe, nicht über das Kunstwerk sprechen, aber man könne an das Kunstwerk glauben. Aber die Künstler hätten diesen im Verborgenen wirkenden Glauben zugunsten der öffentlichen Zurschaustellung des Kunstwerkes aufgegeben und dafür, sagt mein Bruder, schäme er sich. Und wenn er heute in den grünen Wald ginge, so würde dieser davon ganz rot, weil er sich so schäme. Der grüne Wald wäre flammend rot, so müsste er sich heute schämen, wenn er in den Wald ginge.